

Predigt mit 4. Mose 21, 4 – 9

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und von dem Herrn Jesus Christus. Amen.

Liebe Gemeinde!

Der Predigttext für diesen 5. Sonntag in der Passionszeit versetzt uns in eine Zeit, in der das Volk Israel grundlegende und prägende Erfahrungen als Gottesvolk gemacht hat: auf seinem Weg aus Ägypten, dem Land der Knechtschaft, durch die Wüste. Dabei war das, was als Aufbruch in die Freiheit begonnen hatte, zu einer langen, strapazenreichen Wanderung geworden. Würden sie überhaupt jemals ans Ziel gelangen, würden sie Heil und Erlösung zu schmecken bekommen in dem Land, in das sie zu führen Gott ihnen versprochen hatte? Da gibt es eine ganze Reihe von Geschichten, die von solchen Fragen und die dann auch von tiefen Glaubens- und Lebenskrisen des Volkes erzählen. Eine davon sollen wir jetzt in besonderer Weise bedenken. Sie steht im 4. Buch Mose, im 21. Kapitel:

Die Israeliten brachen auf von dem Berge Hor in Richtung auf das Schilfmeer, um das Land der Edomiter zu umgehen.

Und das Volk wurde verdrossen auf dem Wege und redete wider Gott und wider Mose: Warum hast du uns aus Ägypten geführt, dass wir sterben in der Wüste? Denn es ist kein Brot noch Wasser hier, und uns ekelt vor dieser mageren Speise.

Da sandte der HERR feurige Schlangen unter das Volk; die bissen das Volk, dass viele aus Israel starben.

Da kamen sie zu Mose und sprachen: Wir haben gesündigt, dass wir wider den HERRN und wider dich geredet haben. Bitte den HERRN, dass er die Schlangen von uns nehme. Und Mose bat für das Volk.

Da sprach der HERR zu Mose: Mache dir eine Schlange und richte sie an einer Stange hoch auf. Wer gebissen ist und sieht sie an, der soll leben.

Da machte Mose eine eherne Schlange und richtete sie hoch auf. Und wenn jemanden eine Schlange biss, so sah er die eherne Schlange an und blieb leben.

„Warum hast du uns aus Ägypten geführt“, fragen sie Mose, ihren Anführer, und fragen sie indirekt auch Gott. Wie hart es dort gewesen war: die schwere Sklavenarbeit Tag um Tag, die Peitschen, die absolute Rechtlosigkeit; und wie es zuletzt auch immer noch schlimmer geworden war, als die Ägypter die Leistungsnormen immer weiter hochgesetzt haben – das alles haben sie anscheinend aus ihrem Gedächtnis gelöscht. Zumindest: das zählt nicht mehr. Sie wissen nicht mehr, woher sie kommen und wer sie sind.

Und dass ihr Weg ein Ziel hat, das können sie auch nicht mehr glauben. In der Wüste sterben – eine andere Aussicht scheint es für sie nicht mehr zu geben. „Es ist kein Brot noch Wasser hier“, sagen sie, so als hätten sie nicht immer wieder auch Wasser gefunden und als hätten sie nicht längst zu leben gelernt von dem, was sogar die Wüste bietet. Dass Gott sie mit Manna ernährt hat, Tag um Tag, Jahr um Jahr, und bisweilen auch mit Schwärmen von Zugvögeln – mag ja sein. Aber was ist das für ein Leben! „Uns ekelt vor dieser mageren Speise“, sagen sie, und meinen damit das Manna, dies kraftlose Brot hängt uns zum Halse heraus. Wie sie immer wieder bewahrt wurden und täglich am Leben erhalten werden, das hat für sie keine Bedeutung mehr. Wozu denn?

Ohne zu sehen, woher sie kommen, warum und wohin sie unterwegs sind, ohne zu sehen, was sie trägt und am Leben erhält, sind sie innerlich schon fast wie tot. „*Warum hast du uns aus Ägypten geführt?*“, fragen sie. Nicht einmal: Warum sind wir nicht in Ägypten geblieben? Einer muss schuld sein an ihrem Unglück. Mose. Ja Gott selbst. Der Ton ist vorwurfsvoll. Aber es ist zugleich ein Fragen voller Verzweiflung. Denn selbst wenn sie es wollten, könnten sie es ja doch nicht ungeschehen machen.

Sollten sie nicht eigentlich voller Dankbarkeit sein? Weil sie nicht mehr Sklavenarbeit in Ägypten verrichten müssen, weil sie in Freiheit ihren eigenen Weg gehen können, und sei es auch - noch - in der Wüste? So lange schon sind sie immer wieder in der Wüste bewahrt geblieben und am Leben erhalten: Müssten sie nicht aus all solchen Erfahrungen heraus voller Zuversicht sein und voller Hoffnung, auch wenn das Ziel ihres Weges immer noch nicht in Reichweite ist? Müssten sie es nicht endlich und ein für allemal begriffen haben?

Ein paar zusätzliche Informationen sind zum Verständnis der Geschichte wohl nötig. Zum einen: Der Weg durch die Wüste dauert nicht erst ein paar Monate, die Israeliten sind inzwischen schon viele Jahre, ja Jahrzehnte unterwegs. Immer wieder sind neue Hindernisse aufgetaucht. Von denen, die damals aus Ägypten aufgebrochen waren, sind viele gar nicht mehr am Leben. Die jetzt Lebenden waren entweder damals in Ägypten noch ganz jung gewesen, oder sie wurden sogar erst unterwegs in der Wüste geboren. Die Zeit der Zwangsarbeit kennen sie allenfalls noch aus den Erzählungen der Alten. Dafür ist da aber ein Traum. Ein Traum von normalem Leben, von normalem Essen, von normalem Arbeiten. Vielleicht war es in Ägypten doch gar nicht so schlimm, wie immer gesagt wird?

Und dann das jetzt: Da schien das Ziel schon zum Greifen nahe. Nur noch diese letzte Wegstrecke durch das Land der Edomiter, am Toten Meer vorbei, dann wäre der Jordan, die Grenze zum verheißenen neuen Land endlich erreicht gewesen. Doch dann verweigert der König von Edom ihnen den Durchzug, ohne jeden Grund! Obwohl Mose sogar angeboten hat, für die Durchzugserlaubnis zu bezahlen. Aber da war nichts zu wollen. Also heißt es: wieder zurück in die Wüste. „*Sie brachen auf ... in Richtung auf das Schilfmeer*“, so erfahren wir es am Anfang der Geschichte. Das ist die Meerenge, durch die man damals den Ägyptern entkommen war. Das ist die Stelle, von der einst die Wüstenwanderung ihren Ausgang genommen hatte. Beginnt jetzt alles noch einmal ganz von vorne?

Muss man sich da wundern, wenn sich tiefe Verdrossenheit breit macht im Volk? Oder, wie es im Hebräischen wörtlich heißt, wenn ihre Seele dabei „*kurz*“ wird? Woher sollen denn Menschen so einen unendlich langen Atem nehmen! Ich finde es absolut verständlich, wenn die Frage Warum? immer weiter um sich greift. Auch wenn sie so oft schon beantwortet worden ist. Und wenn es auf die Frage nach dem Wohin? und Wozu? keine Antwort mehr zu geben scheint. Fast möchte ich mich zu den Mutlosen dazu gesellen. Und wenn sich ihre Mutlosigkeit in Wut Luft macht, dann kann ich auch das zumindest verstehen. Was könnte ihnen zu neuem Mut, zu neuer Zuversicht verhelfen? Soll man Gott bitten, dass er ihnen neu die Augen öffnet für das Gute, das sie erfahren haben, und dafür, wie er sie doch täglich im Leben erhält? Aber wie soll Gott das denn bewirken, wenn die Umstände doch so sind, wie sie sind?

Gott reagiert in dieser Geschichte. Er reagiert jedoch völlig anders, als es nach meinen Überlegungen eben zu erwarten gewesen wäre. Ich denke, das haben Sie noch gut im Ohr. „*Da sandte der Herr feurige Schlangen unter das Volk, die bisßen das Volk, dass viele aus Israel starben.*“

Ist das nicht furchtbar unfair? Wenn ihre Mutlosigkeit so verständlich ist, wenn auch ihre Empörung aus den Umständen heraus durchaus zu begreifen ist – was soll dann diese Strafe? Müsste nicht gerade Gott seinem Volk zuallererst mit Barmherzigkeit und mit Verständnis

begegnen? Mit der Vorstellung von einem freundlichen und liebevollen Gott jedenfalls scheint das nicht zusammen zu passen.

Aber vielleicht ist das ja auch viel zu harmlos gedacht. Man muss es noch einmal betonen: Die Israeliten sterben ja nicht erst durch die Schlangen, von denen hier erzählt hat. Sie sind längst dabei, seelisch zugrunde zu gehen in ihrer Mutlosigkeit. Sie haben ihre Vergangenheit fast schon ganz verloren, sie verlieren ihre Gegenwart, sie verlieren ihre Zukunft. Sie verlieren sich selbst, und sie verlieren ihre Verbindung zu Gott. Einfach zu wünschen, dass Gott ihnen doch neuen Mut und neue Zuversicht schenken möge, das ist da zwar gut gemeint, aber es dient doch vielleicht mehr der eigenen Entlastung. Es ist zu harmlos gedacht.

Gott reagiert sehr hart in dieser Geschichte, zweifellos. Er sendet Schlangen, feurige, giftige Schlangen, Vipern mit tödlichem Biss. Er sendet sie, heißt es in der Luther-Übersetzung. Man kann auch sagen: Er lässt sie los. Das könnte heißen: Die Schlangen waren natürlich immer schon da, dort in der Wüste. Aber bisher hatte Gott sein Volk auch davor bewahrt, so wie er es eben davor bewahrt hatte, in Hunger und Durst zugrunde zu gehen. Nun aber, wo sie das alles nicht mehr wahrhaben wollen, nicht mehr wahrhaben können, wo ihnen das Leben in der Unfreiheit Ägyptens in seiner scheinbaren Normalität verlockender erscheint als das Leben jetzt, da sollen sie auch diese Normalität erfahren. Und nun geht es ihnen richtig schlecht!

Was ist das, was Gott hier tut? Ist es die Reaktion des gekränkten Helfers – wenn es euch so wenig bedeutet, was ich für euch tue, dann sollt ihr zu spüren bekommen, wie es ohne mich ist? Ist es die Strafe für die Undankbarkeit des Volkes?

Die Geschichte sagt nichts aus über die Beweggründe und Absichten, die Gott hier verfolgt. Sie berichtet kommentarlos, dass Gott Giftschlangen losließ. Wenn man es allerdings vom Ergebnis her bedenkt, also von dem her, wie die Geschichte weiter geht, dann kann man Gottes Handeln hier auch wie eine Art Schocktherapie ansehen.

Wie gesagt: Den Israeliten geht es jetzt erst richtig schlecht. Und da könnte man durchaus erwarten, dass sie nun erst recht auch sagen: Wären wir doch bloß in Ägypten geblieben! Warum hast du, Mose, warum hat Gott uns bloß hierher geführt!

Stattdessen aber gehen sie jetzt zu Mose und bekennen: „*Wir haben gesündigt, dass wir wider den Herrn und wider dich geredet haben!*“ Und sie bitten ihn, dass er für sie zu Gott beten möge: „*Bitte den Herrn, dass er die Schlangen von uns nehme!*“

Nun könnte man jetzt wiederum fragen: Wieso denn „*gesündigt*“? Wenn das doch so gut nachvollziehbar ist in ihrer Situation, wo alles noch mal von vorne zu beginnen scheint, dass sie da am Ende ihrer seelischen Kräfte sind und dass ihnen alles nur noch zum Halse heraushängt, kann man da ihre ohnmächtige Wut auf Mose und auf Gott denn überhaupt Sünde nennen? Soll man es Sünde nennen, dass sie dabei waren, sich von Gott in die Irre geführt zu sehen und sich damit letztlich selbst aufzugeben?

Andererseits aber: Wenn sie sich in dieser Situation selbst so entschuldigt hätten, dann wären sie damit passive Opfer ihrer Situation geblieben. So wie sie sich eben bis dahin selbst gesehen hatten. „*Warum hast du uns aus Ägypten geführt?*“ Und eben nicht: „*Warum haben wir Ägypten verlassen?*“ So würden sie auch jetzt sagen: Du selbst, Gott, hast uns doch in diese Situation gelangen lassen, wo wir von dir nichts mehr erwarten.

Stattdessen aber sagen sie jetzt „ich“ beziehungsweise „wir“. Sie übernehmen selbst Verantwortung für das, was sie gesagt und getan haben. Und sie nehmen nun auch ihre Situation nicht mehr als unveränderlich und bloß noch beklagenswert hin, sondern sie fragen nach Hilfe, sie bitten, dass Gott die Schlangen von ihnen nehme, sie strecken sich danach aus, dass Gott ihnen neu begegnen möge.

Kein Wunder, dass sie so bitten, jetzt in dieser unmittelbaren Bedrohung durch die Schlangen? So könnte man jetzt natürlich einwenden. Aber wenn sie nicht mehr nach demselben Muster reagieren wie bisher – warum tust du uns das an? – so ist dies nun doch auch alles andere als selbstverständlich! Jedenfalls wird genau das für sie zum Beginn der Heilung.

Eben dies habe ich mit dem etwas legeren Ausdruck „Schocktherapie“ gemeint. In der Not jetzt relativiert sich das, was sie vorher als notvoll empfunden haben. Wo ihr Blick gerade noch ganz im Beklagen der eigenen Situation gefangen war, da wird er jetzt darüber hinaus gelenkt. Sie kommen heraus aus dem Teufelskreis ihrer deprimierten und deprimierenden Gedanken und können sich selbst als für ihre innere, ihre seelische Lage mindestens mit verantwortlich ansehen – „*wir haben gesündigt*“. Und zugleich richten sie nun ihre Erwartungen wieder ganz neu auf Gott.

Und ihr Selbsteingeständnis und ihre Bitte bringt nun tatsächlich neue Bewegung. Mose tut, worum sie ihn bitten. Und Gott lässt sich ebenfalls erbitten. Freilich nicht genau so, wie sie es sich wünschen. „*Bitte den Herrn, dass er die Schlangen von uns nehme*“, haben sie zu Mose gesagt. Das aber tut Gott nicht, wenn man es genau liest. Er stellt nicht einfach den vorherigen Zustand wieder her, in dem es ja offenbar noch keine nennenswerten Probleme mit Schlangen gegeben hatte. Die Schlangen bleiben. Die Gefahr, gebissen zu werden, gehört nun mit hinzu zu der Wüstensituation, in der sie bis auf weiteres werden leben müssen.

Aber Gott hilft ihnen, dass sie auch damit leben können. „*Wenn jemanden eine Schlange biss, so blickte er die eiserne Schlange an*“, die Mose da auf Gottes Geheiß hin an einer hohen Stange für alle sichtbar im Lager aufgerichtet hatte – „*und blieb leben*“.

Ob es für diese heilende, lebenserhaltende Wirkung des Schlangenbildes irgendeine medizinisch-praktische Deutung geben könnte, weiß ich nicht. Das ist aber für mich auch nicht die entscheidende Frage an dieser Geschichte. Viel wichtiger finde ich, was mit diesem Schlangenbild symbolisch zum Ausdruck gebracht wird: seine heilsame Bedeutung.

Worum es geht, sagen die allerletzten Wörter: Sie sollen leben. Leben sollen nicht nur diejenigen, die von einer Schlange gebissen wurden. Das ganze Volk soll nicht sterben, sondern leben. Vorher hatten sie selbst etwas ganz anderes gesagt, in ihrer Mutlosigkeit: „*Wir müssen in der Wüste sterben.*“ Nun hat die Bedrohung durch die Schlangen offenbar ihren Lebenswillen geweckt und die Erkenntnis in ihnen entstehen lassen, dass Hoffnungslosigkeit für sie kein unabwendbares Schicksal ist, sondern etwas, wofür sie jedenfalls selbst auch mit verantwortlich sind.

Und dazu wird ihnen das Bronze-Bild der Schlange vor Augen gestellt. An einer langen Stange haben sie es vor sich, über sich mitten im Lager. Das, was sie bedroht, was sie plagt, was sie ängstigt, genau das haben sie unübersehbar vor Augen. Und wenn sie von einer Schlange gebissen wurden, dann sollen sie umso mehr auf dieses Bild hinsehen. Nicht wegsehen, nicht aus der Erinnerung verdrängen, nicht von etwas ganz anderem träumen – sondern hinsehen. Hinaufsehen. Den Blick heben. Nicht gebannt bleiben durch das eigene Schicksal oder was sie dafür halten, und irgendwann gar nichts anderes mehr wahrnehmen können – sondern hinsehen auf das, was Gott tut. Gerade auch auf das zunächst so Unbegreifliche, was er anscheinend geschehen lässt.

Noch einmal mit Blick auf diese Geschichte gefragt: Was wäre geworden, wenn Gott nicht reagiert hätte auf ihre hilflose Wut, auf ihr geschichtsvergessenes Fragen: „*Warum hast du uns überhaupt aus Ägypten geführt?*“ Was wäre geworden, wenn Gott nicht die Schlangen auf sie losgelassen hätte, sondern wenn er sie vielleicht immer nur weiter in ihre Mutlosigkeit hätte hinein trotten lassen? Aber Gott hat reagiert – eben auf diese so zunächst so fremd scheinende, so schockierende, so gar nicht freundlich harmlose Weise. Gott lässt sein Volk

nicht in der Wüste umkommen, er will, dass sie leben, und er wird das Volk durch die Wüste ins verheißene Land führen, wie er es ihnen zugesagt hat.

Ob wir das Bild von der ehernen Schlange und ob wir diese uralte Geschichte mitnehmen können in unser heutiges Leben, mit seinen ganz eigenen Wüsten-Erfahrungen? Ob es uns eine Hilfe sein kann, Dinge anders und neu sehen zu lernen? Dass Schmerzliches, dass Bedrohliches, dass unbegreifbar Scheinendes nicht dazu da sein muss, immer noch die Last auf unserer Seele zu vergrößern, sondern dass es auch einen Anstoß zum Heilwerden geben kann? Zum Ich-Sagen? Zum Annehmen der eigenen Verantwortung, das zugleich ein Wahrnehmen der eigenen Freiheit ist; der Freiheit, nicht länger fragen zu müssen: „*Warum hast du uns aus Ägypten geführt?*“, sondern: Ja! Ich bin nicht mehr in Ägypten, Gott sei Dank! Und ich habe schon einen guten Weg zurückgelegt. Und Gott hat mich dabei gehalten, gestärkt, geführt, bewahrt. Und nun will ich mich neu ausstrecken nach vorn, ich will ernsthaft fragen und suchen nach dem, was wirklich zum Leben hilft.

Dazu noch ein Hinweis, an diesem fünften Sonntag in der Passionszeit, zwölf Tage vor Karfreitag. Der Evangelist Johannes nimmt das Bild von der ehernen Schlange in der Wüste zum Anstoß, um den Blick auf das Kreuz Jesu zu richten. Er schreibt: „*Wie Mose in der Wüste die Schlange erhöht hat, so muss der Menschensohn erhöht werden, damit alle, die an ihn glauben, das ewige Leben haben. Denn so sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.*“ (Joh. 3, 14-16)

Und das gilt auch für uns. Unsere Blicke müssen nicht gebannt bleiben durch das, was uns bei uns selber hält und in den inneren und äußeren Wüsten unseres Lebens. Wir werden eingeladen, hinzusehen auf den, der das alles auf sich genommen hat für uns, der es durchlitten hat, der sein Leben losgelassen hat, damit wir leben können.

Worum es dabei geht, davon lasst uns jetzt singen mit dem Lied „Das Kreuz ist aufgerichtet.“ In der letzten Strophe heißt es: „*Wir sind nicht mehr die Knechte der alten Todesmächte... Auch wir sind Söhne und sind frei.*“ Diesen frei machenden Blick möge Gott uns schenken jetzt, in diesen Tagen der Passionszeit, und in den Tagen, die kommen werden.

Amen.